

Zeitschrift: Freidenker [1908-1914]
Herausgeber: Deutsch-Schweizerischer Freidenkerbund
Band: 2 (1909)
Heft: 1

Artikel: Mensch und Affe vom Standpunkt der vergleichenden Anatomie
Autor: Klaatsch, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-405983>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

von 56 einschlägigen Schriftwerken hat nun Dr. de Voosten*) die Person Christi vom Standpunkte des Psychiaters einer gründlichen Besprechung unterzogen und ist zu einem Resultate gekommen, welches uns Freudenberg nicht ferner über- rascht, welches aber für die Orthodoxie und jede Art von traditionellem kirchlichem Dogma geradezu vernichtend ist. Was der Verfasser in seinem Bude geben wollte, ist nicht ein neues „Leben Jesu“, deren es ja genug gibt, sondern eine Kritik seines Auftretens vom Standpunkte des modernen Seelenarztes“ im Anschluß an den Worttext der über- lieferten Schriften. Auch war er offenbar befreit, in seiner Darstellung möglichst objektiv und in der Normierung seiner Folgerungen äußerst vorsichtig zu sein. — Er geht von der Voraussetzung aus, daß das Auftreten eines Menschen in der Geschichte ein Naturereignis ist, so gut wie jedes andere, das mit Vergangenheit und Zukunft in Kausal- zusammenhänge steht, und den Naturgesetzen unterworfen ist, wie jedes andere Geschehen. Die jetzt als widerlegt gelten- den Ausführungen E. Lombroso's streift, betont der Ver- fasser, daß Lombroso, wenn auch die von ihm gezogenen Konsequenzen sich als falsch erwiesen haben, dennoch wert- rößigen Prämissen, nämlich von der Tatsache ausgegangen ist, daß eine sehr große Zahl bedeutender Menschen erhebliche psychische Mängel aufweist, ja daß viele derselben in früheren oder späteren Stadien ihres Lebens deutlich Merkmale nervöser und psychischer Erkrankung gezeigt haben. Eine solche kritische Untersuchung dürfte sich auch an die Person eines Jesu Christi heranwagen, sie muß es sogar, wenn sie vollständig sein will. Der Verfasser beruft sich besonders auf E. Kraepelin's Ausführungen in seinem Lehrbuch der Psychiatrie (I. Band) und erörtert zunächst die Genesis des Jslam, wobei die geistige Abnormität Muhameds als eine feststehende Tatsache in Betracht gezogen wird und geht so- dann auf Jesus über. Selbst Jesus steht nicht an, am Schlusse seines Wertes: „Das Leben Jesu“ hervor zu heben: „Die köstlichsten Errungenschaften der Welt sind im Fieber- wahn geschaffen worden. Jede hervorragende Schöpfung bringt eine Verdrückung des Gleichgewichts, einen gewalttätigen Zustand für ihren Schöpfer hervor.“ Selbst Theologen geben die estatistischen Zustände Christi zu. Diese Zustände richtig zu beurteilen ist aber nicht Sache des Theologen, sondern des Psychiaters. Wer ohne dogmatische Befangenheit als bloßer Psychiater an die bezüglichlichen Quellenberichte heran- geht, wird zu einem bestimmten Krankheitsbilde bezüglich der Person Christi gelangen, und Dr. de Voosten hat uns ein solches Krankheitsbild entworfen.

Christus wird als zur jüdischen Rasse gehörig zu betrachten sein, wenigstens von mütterlicher Seite her, die jüdische Rasse aber nicht mehr wie andere zu geistiger Erkrankung. Bei tiefreligiösen Vätern müssen sich Wahnbildungen ganz besonders auf religiösem Gebiete zeigen und dies nur so intensiv, wie mehr je unter einem politischen Drucke, wie zu Christi Zeiten die Juden unter dem Druck der Römerherrschaft zu leiden hatten. Diese religiösen Wahnbildungen sind leicht übertragbar, der religiöse Wahnsinn tritt häufig epidemisch auf (auch heute noch, wie kürzlich in Ägypt bei den sogenannten Jungengalaxen beobachtet werden konnte). Wie hat sich nun das Pathologische an Christus geäußert? De Voosten geht sehr vorsichtig Schritt für Schritt auf sein Ziel zu und behält durchweg die bewährte Methode des modernen Psychiaters bei. Er erörtert zunächst die anthro- pologische und soziale Abstammung Christi, sodann das Milieu, in welchem er sich entwickelt hat, beurteilt seine Worte und Handlungen in Hinblick auf ihre pathologischen Merkmale und deren Wirkung auf andere. Endlich zieht er auch die Beurteilung des Körpers und Geisteszustandes Christi durch dessen Zeitgenossen heran. Wahrscheinlich war Christus kein reiner Jude, sondern ein Mischling. In körperlicher und geistiger Beziehung wies er viele nichtjüdische Züge auf. Es wird behauptet, daß Jesus der Sohn eines römischen Soldaten gewesen sei und auch seine rote Haarfarbe, bei den damaligen Juden eine Seltenheit, wird besonders hervor- gehoben. Festgestellt ist ferner, daß die Mutter Jesu mit Elisabeth der Mutter des Kaisers blutverwandt gewesen ist. Bedenken wir nun, daß Johannes von vielen seiner Zeitgenossen als geisteskrank angesehen wurde, so kann die Möglichkeit eines erblichen Einflusses dieser Verwandtschaft auf Jesu Geistesbeschaffenheit nicht bestritten werden. Poli- tische Erhebungen der Juden gegen die Römerherrschaft waren damals fast immer in ein religiöses Gewand gehüllt und De Voosten kommt zu dem Schluß, daß das ganze Volk von einer melancholischen Erkrankung ergriffen war. Johannes predigte Buße aus dem Schuldgefühl seines Zeitalters heraus und sprach von dem Nahen des Gottesreiches, d. h. von dem Ende der Fremdherrschaft durch göttlichen Eingriff. Aus der Jugend Jesu treten verschiedene Merkmale hohen Selbst- gefühls, ein kühnere, unfindliches Wesen deutlich hervor. De Voosten konstatiert auch die Möglichkeit eines ephischen Defektes in Bezug auf natürlich-menschliche Bedürfnisse. Die fortgesetzten Differenzen Jesu mit seiner Familie erklärt der Verfasser als Folgen der Abneigung aus Massen- instinkt. Das sicherlich von Anfang an sehr tiefe Verständnis für den wahren Sinn der altjüdischen Ethik brachte Jesus selbstverständlich bald in Konflikt mit der an Keuschheit sich klammernden orthodoxen Priesterkastei. Dabei hielt sich Jesus von seiner Familie, wie von seinen Volksgenossen mehr und mehr fern, so daß sein Selbstbewußtsein, durch Wider- spruch nicht gehemmt, in die Höhe wachsen konnte. So kam es, daß Jesus allmählich alle Beziehungen der Schrift zu seiner Person in Beziehung setzen konnte. Dieser patho- logische Vorgang der Wahnbildung ist die Grundlage für das Verständnis der ganzen spätern Handlungsweise Jesu, aber bis jetzt war nur der Trieb da. Das greifbare Ziel sollte ihm Johannes zeigen. De Voosten schildert nun aus- führlich die Beziehung der beiden Personen zu einander. Er konstatiert jene Halluzinationen Christi bei der Taufe. Von Johannes lernte Jesus alle jene Technismen und Erfah- rungen, ohne welche er sein Ziel nicht erreichen konnte. Darauf folgt die Einsiedelzeit Jesu mit den Teufel- scheinungen und der pathologischen Veränderung des Körpers infolge der fortgesetzten Nahrungsenthaltung. Der Aufent- halt in der Wüste hatte für Jesus eine körperliche und geistige Kräfte bedeutet, aus welcher er mit dem endgiltigen Ent- schlusse hervorging, eine noch nie dagewesene Rolle in der damaligen Welt zu spielen. Nun schiedene De Voosten die hohe Intelligenz, welche Jesus durch die Mittel, sich Anhang zu verschaffen, bekundete. Aber diesen Bemühungen Jesu stand die alte Schule noch geraume Zeit gegenüber. Johannes selbst glaubte noch nicht an Jesus. Erst im Ge- fängnis scheint er über sich selbst in Zweifel geraten zu sein und seine Meinung geändert zu haben. Was die Beliebtheit Jesu fortgesetzt zunehmen ließ, war vor allem zunächst der Umstand, daß er Kranke heilte, und zwar ausschließlich durch

die Macht der Suggestion, die Ursache seiner Popularität. Was der Anhalt seiner Predigten anlangte, so waren sie in Hinblick auf die Morallehre nichts neues. Neu aber war seine Persönlichkeit und der Umstand, daß er seine Lehre stets in Beziehung zu seiner Person brachte und eigentlich nur sich selbst predigte. Immer ist er dabei von hinreißender Gewalt im Vortrag. Aber nur durch ihn hindurch sollte man in den Besitz seiner Heilslehre gelangen. Seine An- hänger sollten „das Pathologische in den Kauf nehmen um den zukunftsreichen Teil seiner Persönlichkeit in sich aufnehmen zu können“. Jesus selbst sah sich in seinem krankhaften Zu- stand durchaus als übermenschliches Wesen an. Seine Stellung den Menschen gegenüber war eine anarchische. Familienrücksichten kannte er nicht. Er predigte: „So jemand zu mir kommt und haßt nicht Vater, Mutter, Weib, Kind, Brüder, Schwestern, auch dazu sein eigenes Leben, der kann nicht mein Jünger sein.“ Einem seiner Jünger, der, ehe er ihm folgte, noch seinen Vater begraben wollte, einem andern, der erst von seiner Familie Abschied nehmen wollte, gestattete er dies nicht. Er empfand selbst nicht mehr menschlich natür- lich, denn der „Gedanke der göttlichen Königsheerschaft“ hypo- notisierte ihn ganz.

Es würde zu weit führen, auch nur die Hauptgedanken der hier behandelten Schrift insgesamt zu berühren, es werden soziale neue Gesichtspunkte hervorgehoben, die alle gleichwertig für die Beurteilung Jesu in pathologischer Beziehung sind, so der Mangel Jesu an geschlechtlichem Empfinden, aus welchem der Verfasser geradezu überragende Schlüsse zieht, dann die mannigfachen Halluzinationen, deren pathologischer Hintergrund selbst den Jüngern nicht immer verborgen geblieben ist, die Urteile der eigenen Angehörigen Jesu, über dessen Geisteszustand, die Verfolgungsvorstellungen, an denen Jesus später litt, die Gemütsverfälschungen denen er ausgesetzt war und vieles andere.

Zum Schlusse noch das Gesamtresultat zu dem der Verfasser gelangt:

„Jesus ist wahrscheinlich ein von Geburt her erblich belasteter Mischling gewesen der als geborener Ent- arteter bereits in früher Jugend aufsteil durch ein über- mäßig stark ausgeprägtes Selbstbewußtsein, verbunden mit einer hohen Intelligenz und einem gering entwickelten Familien- und Geschlechtssinn.“

Diese zum Teil degenerativen Grundeigenschaften be- stimmten seinen Lebensgang, zuerst innerlich, dann auch äußerlich:

Seine Intelligenz befähigte ihn, die Fernege der seiner Zeit herrschenden Religionsauffassung zu erkennen und den Vorherrschenden des Geistes eine in der Form neue, freiere und entwicklungsfähige Auslegung zu geben.

Sein Selbstbewußtsein steigerte sich in lang- samer Entwicklung bis zu einem fixierten Wahnsystem, dessen Einzelheiten durch die intensive religiöse Wirkung der Zeit und seine einseitige Beschäftigung mit den Schriften des alten Testaments bestimmt waren. — Das pathologische geniale und das pathologische Moment in seinem Wesen beeinflussten sich gegenseitig sehr stark und verdrängten sich mit einander.

Den äußeren Anstoß zum Nachaustragen seiner Ideen gab das Auftreten des Johannes; und in der Folge über- wucherte der krankhafte Teil seiner Persönlichkeit den gesunden immer mächtiger.

Begleitet war diese psychische Affektion von zahlreichen Halluzinationen, welche sich auf mehreren Sinnesgebieten bewegten, und deren Eigenart sich stets nach dem Charakter seiner Wahnbildungen richtete.

Wer sich ihm, um seiner Religionsauffassung willen, anschloß, den zwang Jesus, auch zugleich seine wahnhaften Vorstellungen zu adoptieren; was ihm auch fast durchweg gelang, da dieselben eine brennende Erwartung der Zeit zu verkörpern schienen.

Sein endlicher Untergang wurde durch den unermüd- lichen Zusammenstoß zwischen Wahn und Wirklichkeit herbei- geführt und durch die Rücksichtslosigkeit beschleunigt, mit welcher er seine Ansprüche verfocht.“

Mensch und Affe vom Standpunkte der ver- gleichenden Anatomie.

Von Prof. Dr. Hermann Klaatsch, Breslau. *)

Die Empfindung der Zugehörigkeit des Menschen zum Tierreich war für unsere Vorfahren etwas Selbstverständ- liches, wie es noch bei allen Naturvölkern der Fall ist. Die Vorstellungen von der Seelenwanderung, die totemistischen Einrichtungen niederer Rassen weisen darauf hin, und die Verwandtschaftsidee bezüglich der Tierwelt spiegelt sich in der Mythologie mancher Kulturvölker wieder. Erst der Ver- such, dem Menschen eine Sonderstellung in der Natur ein- zuräumen, hatte zur Folge, daß er sich seiner Verwandt- schaft zu schämen begann. Wie wenig das ursprünglich be- züglich der Affen der Fall war, lehren uns die Züder, bei welchen manche Affen für heilig gehalten und Affenzähne als Reliquien in königsreichen aufbewahrt wurden. Die eingeborenen Bornoes hatten den Orang-Utan, wie schon der Name Waldmann jagt, für überseelig, und die Ur- bewohner Australiens, wo keine Affen vorkommen, erken- nen, wenn sie solche zu sehen bekommen, sie vollständig als ihresgleichen an. Wie schwer es dem Menschen fällt, die eigentlich entscheidenden Merkmale von Affe und Mensch zu erfassen, lehren die ältesten wissenschaftlichen Darstel- lungen, welche wir von Anthropoiden besitzen und die ganz vermenschtlich aussehen.

Die zwischen Mensch und Tierreich künstlich errichtete Schranke mußte erst durch die moderne Wissenschaft nieder- gerissen und die notwendige Objektivität gewonnen werden, um die Frage nach der Stellung der Menschheit zum Tier- reich als ein rein zoologisches und vergleichend anatomisches Problem von allen unächlichen Nebenrücksichten zu befreien. So wenig man heute jedem Laien in physikalischen Fragen, z. B. die Luftschiffahrt oder drahtlose Telegraphie betref- fend ein Urteil zu gestehen wird, so wenig ist auch bezüglich unserer tierischen Verwandtschaft irgend jemand urteils- fähig, der die hierfür in Betracht kommenden Wissensge- biete nicht gründlich beherrscht. Man trifft noch heute auch in gebildeten Kreisen zum Teil höchst unklare Vorstel-

lungen über den gegenwärtigen Stand des Problems unse- rer tierischen Verwandtschaft. Nicht scharf genug kann in dieser Hinsicht geschieden werden zwischen den folgenden zwei Fragestellungen: Die Zugehörigkeit des Menschen im Allgemeinen, d. h. daß er aus derselben Quelle des Lebens wie alle Säugetiere und Wirbeltiere sich entwickelt hat, ist heute kein Gegenstand der Diskussion mehr. Diese Erkennt- nis, die von Darwin begründet wurde, bildet die Grund- lage für die zweite Frage nach der speziellen Verwandtschaft des Menschen oder nach der Vorgeschiedenheit desselben mit Rücksicht auf die jetzt lebenden und die ausgestorbenen Tiere. Mit dieser Frage hat sich Darwin kaum beschäftigt, sondern sie ist erst durch Haeckel in systematischer Weise in Angriff genommen worden, der ja ganz neuerdings noch einmal eine Zusammenstellung sämtlicher Vorfahrenstufen unse- res Geschlechtes veröffentlicht hat. Haeckel bedient sich hierbei der heute existierenden Wesen, um nach denselben Vorstellungen darüber zu gewinnen, wie unsere Ahnenreihe beschaffen war, indem er das heutige Nebeneinander der Entwicklungsreihe in Parallele zu bringen sucht. Ein solches Vorgehen ist vollständig berechtigt, wenn man sich dessen bewußt bleibt, daß Formen, die heute nebeneinander existieren, nicht als voneinander abstrahieren gelten können. Immer kann es sich nur darum handeln, daß sie auf gemein- same Urprünge zurückgehen. Diese Urformen lassen sich durch genaue vergleichende anatomische Analyse erforschen, indem die einzelnen heute bestehenden Formen als Engländer von Entwicklungsreihen sich darstellen. Dabei zeigt sich, daß die eine Form dieses, die andere jenes Merk- mal der Urform sich bewahrt hat trotz Umgestaltungen in anderen Merkmalen. Diese Prinzipien der vergleichenden Anatomie auf den Menschen und seine nächsten Verwandten angewendet zu haben, ist das Verdienst des englischen Ana- tomen Thomas Huxley. Darwin hat niemals gesagt, daß der Mensch vom Affen abstammt, sondern hat von vorne- herein den Satz aufgestellt, daß der Mensch und die Men- schenaffen auf eine gemeinsame Urform zurückzuführen seien, und Huxley zeigte, daß von den heute existierenden Menschenaffen Gorilla, Orang, Schimpanse und Gibbon der eine in dieser, der andere in jener Hinsicht dem Men- schen besonders ähnelt. Damit war die Grundlage für meine eigenen Untersuchungen gegeben, welche darin über die meiner Vorgänger hinausgehen, daß sie durch gemein- same Zurückführung der Vorfahren der Affen auf die aller Säugetiere erst den Maßstab dafür abgeben, in welchen Punkten der Mensch sich Vorfahrencharaktere bewahrt hat, die den Affen verloren gegangen sind. Als schärfster Aus- druck für die äußere Gestalt bietet das Knochenarricht die beste Möglichkeit, die Umformungen, welche Mensch und Affe erfahren haben, übersichtlich darzutun. Aus der Ver- gleichung der Körperproportionen ergibt sich, daß der menschliche Neugeborene, bei welchem die Arme und Beine nahezu gleich lang sind (letztere überwiegen nur ein wenig) denjenigen Zustand darbietet, den wir allgemein bei niede- ren kletternden Säugetieren, sowie den Kolobaffen und Tiaraffen der neuen und alten Welt antreffen. Die Men- schenaffen haben ihre Arme enorm verlängert, die Beine verkürzt als eine Anpassung an das Klettern im Urwald. Jugendformen und fossile Vertreter im Dryopithecus haben noch relativ kürzere Arme. Der Mensch hat also eine ganz andere Entwicklungsrichtung genommen als die Menschen- affen. Daß er viel primitiver geblieben ist, zeigt seine Hand, welche den Daumen bold behalten hat, während der- selbe bei allen Affen eine verschiedenartige Mißbildung erfahren hat. Damit war auch den Menschenaffen der Weg zur Menschwerdung abgeschnitten. Unsere Greifhand ist überhaupt keine neuere Erwerbung, sondern ein uraltes Erbeile aus der Zeit des Ubergangs vom Wasserlebens- halt zum Landleben. Alle Säugetiere hatten in ihrer Vor- fahrenreihe eine Hand; die vergleichende Anatomie lehrt uns, daß der Flügel der Fledermaus, die Flosse der Wale, der Vorderfuß des Pferdes aus einer Hand entstanden sind. Fossile Carnivoren (Creodonten) offenbaren uns als Ur- form der Lüge eine Hand mit ganzem Daumen. Älteste Spuren der Landwirbeltiere aus Trias und Perm zeigen uns die Abdrücke von Greifhänden und Greiffüßen als das Urbrinliche, das nur wenige Säugetiere sich bewahrt haben, so außer dem Menschen die Halbaffen, denen aber die nötige Hirnentwicklung fehlt, um mit der Hand so zu wirken, wie es der Mensch kann.

Nicht von Vierfüßlern stammen wir ab, sondern von Vierhändern, viel primitiver als die heutigen Affen, die zwar am Fuß das Greiforgan behalten haben, aber doch auch hier Mißbildungserscheinungen des Fußdaumens, des Hallux zeigen. Daß der Mensch den letzten in ansehnlicher Größe, aber nicht in Gegenüberstellung zu den anderen be- halten hat, beruht auf der Anpassung an einen Kletter- mechanismus auf einzelnen stehende große Bäume, ganz ver- schieden von uraltskletternden Menschenaffen. Der Hallux war ursprünglich kürzer, die andern Zehen länger als beim jetzigen Europäer. Handähnliche Fußbildungen kommen als Rückschläge vor, so bei Australiern und europäischen Neu- geborenen. Der durch Klettern zum Stützapparat gewordene Fuß gestattete dem Urmenchen die volle Aufrichtung des Rumpfes aus der halbbaurechten Kletterstellung. Hierdurch wurden die mechanischen Bedingungen für die Haltung des Kopfes verändert, der nun frei balanciert werden konnte. Diese Umwandlungen betrafen die Urborde, aus welcher Mensch und Menschenaffen sich sonderten. Je weniger um- gewandelt die einzelnen Zweige an jener Periode fortbe- standen, desto mehr nahmen sie vermittelnde Stellung zwi- schen Mensch und Affe ein, entsprechend also dem sogenann- ten missing link. In diese Kategorie gehört der von Eug. Dubois 1891 auf Java entdeckte Pithecanthropus; solange nichts von seinem Fuß selbst bekannt wird, kann man nicht entscheiden, ob er bereits die Grenze der Menschwerdung überschritten hatte. Nach seinem Oberflächenknochen, der Ähnlichkeit mit dem Femur der Australier besitzt, ist es möglich, daß er eine ganz primitive Menschenrasse darstellt, obwohl der Schädel an eine Form denken läßt, welche sich in der Anthropoidenrichtung umzugestalten begann. Damit harmonisiert sehr gut, daß Anflänge an niederste Menschen-

*) Dr. de Voosten: Jesus Christus vom Standpunkte des Psychia- ters. Verlag der Handelsdruckerei Wamberg. Preis Fr. 2.60. Auch durch den Verlag des Freihebers zu beziehen.

*) Aus „Der Monismus“, Berlin.

zustände der recen ten (Australier) und fossilen Typen bestehen. Dem Menschen und allen Affen gemeinsam ist die Erwerbung stereoskopischen Sehens, wodurch sie sich zu Herrlichkeiten über allen anderen Formen aufschwingen mußten, denen ein körperliches Sehen der Gegenstände versagt ist. Dieser entscheidende Schritt unserer Vorfahren geschichte kam durch eine Verchiebung der Augen nach vorn zustande, welche eine Parallelstellung der Seh-Muskeln ermöglicht. Diefem Fortschritt folgte freilich die Blüte des Gehörorgans zum Ovip, dessen Platz für die Augen beansprucht wurde; doch ist dieser Verlust reichlich aufgewogen durch den Vorteil des Körperlichsehens, dessen Folge eine Gehirnentwicklung war, welche die aller anderen Säugetiere übertraf. Zudem das sich vergrößernde Gehirn die ursprünglich flache Schädelkapsel emporhob, setzte sich das Dach der Augenhöhlen, weil nicht von dem dahinterliegenden Gehirn beinzuflut, als etwas besonderes ab. Daher rühren die Ueberaugenwülste, welche wir bei Affen und in dem niederen Zustande der Menschheit antreffen, so bei den Australiern und der Neandertalraße. Bei letzteren nahmen die Wülste unter der Verhärtung der Kammskulptur im Alter an Größe zu. Eine parallele Erhebung hierzu haben wir bei den Menschenaffen, besonders bei Gorilla, wo aber im Unterschied von Menschen eine Veränderung sich vollzogen hat, wodurch gleichsam ein Abwinken von der Menschheit eingetreten ist: Die enorme Vergrößerung des Gehirns — eine Einrückung, die teils durch den stampf unis Dasein, teils auch durch sexuelle Zuchtwahl — Kampf der Männchen um die Weibchen — bedingt ist. Der Mensch hat niemals diesen Abweg betreten. Sein Gehirn ist von einer ganz erstaunlichen Primitivität geblieben. Gemeinsam mit den andern Primaten bleibt der Mensch im Besitze eines gleichmäßig omnibiden (alles freßenden) Gebisses, verlohnt von den speziellen Umbildungen, wie sie alle andern Säugetiere erfahren haben. Durch die häufig vorhandenen überzähligen Zähne und die vielfach vorkommende Spur eines vierten Backzahns (besonders bei Australiern) erweist sich unser Gebiß als eins der primitivsten der ganzen Säugetier-Reihe.

Sätze der Mensch nun in seiner Vorfahrenreihe große Zähne besitzen, was nach Darwin annahm, so müßte sein niederer Zustand einen Hinweis darauf zeigen. Bei Australiern ist das nicht der Fall trotz der enormen Kieferbildung, die an Tierkammern erinnert. Beim fossilen Menschen Europas sind ebenso keine großen Zähne zu finden. Eine glänzende Bestätigung der Richtigkeit meiner Anschauungen liefert ein kürzlich in den Sanden bei Mauer (unweit Heidelberg) gefundener Unterkiefer; nach den begleitenden Säugetierresten ist er bis jetzt der älteste bekannte Menschenrest. Obwohl von enormen Dimensionen und der an Gibbon erinnernden Breite des aufsteigenden Kiefers, trägt dieser Unterkiefer ein typisches Menschengebiß ohne vergrößerten Eckzahn; ein Kinnvorsprung fehlt gänzlich.

Ziehen wir das Resultat aus dem Mitgeteilten, so ergibt sich, daß der Mensch innerhalb der Primatengruppe eine Sonderstellung einnimmt, und daß man von keiner Affenform behaupten kann, sie gäbe ein Abbild von menschlichen Vorfahren. Die niederen Affen haben, und zwar die der alten Welt eher als die Amerikas, die gemeinsame Entwicklungsbahn früher verlassen als die Anthropoiden. Die letzteren sind dem Menschen sehr nahe verwandt; aber auch sie stellen Seitenzweige dar; ihre Vorfahren waren menschenähnlicher als sie selbst sind. Man kann daher die Beziehungen dieser Formen zu einander nicht so ausdrücken, als ob der Mensch vom Affen abstamme; der Mensch ist ja in vieler Hinsicht als das mehr ursprüngliche Wesen zu beurteilen, die Menschenaffen konnte man eher als mißlungenen Versuch der Menschwerdung denken.

Kreuzische Päpste.

Eine Kirche, welche dem Weibe die Befähigung zu jeder Anstalt absperrt, welche das männliche Prinzip auch in der Gottheit einseitig betont, welche Weltkult, Kasteiung, Geißelung und Abtötung des Fleisches als einziges Mittel zur Seligkeit anpreist und jede Sinnlichkeit als sündlich betrachtet, welche in der geschlechtlichen Unarmung nur Weibheit, in der Geburt nur Schmerz und Unrat erblickt, welche für die Schönheit des Körpers kein Wort der Anerkennung und Wertschätzung findet, ja dieselbe als satanisch bezeichnet und doch die logischen und ethischen Konsequenzen aus diesen Anschauungen tatsächlich nicht zieht und nicht ziehen kann — kann auf die Veredelung der auf das Geschlechtsleben bezüglichen Sittlichkeit keine günstige Einwirkung ausüben. Die christliche Kirche, im besonderen der römisch-katholische Klerus hat denn auch tatsächlich einen durchaus unheilvollen Einfluß auf die sexuelle Sittlichkeit gehabt. Das Cölibat mußte für jeden in geschlechtlichen Fragen noch gesund und richtig denkenden und empfindenden Menschen allein schon ein genügendes Argument bilden, die Ethik des römisch-katholischen Klerus zu verurteilen und zu verworfen. Denn wenn man es auch bei einem im Pfaffengeiste unter den Händen des Klerus aufgewachsenen und speziell für den Priesterstand herangebildeten jungen Mann begreiflich finden kann, daß derselbe die Macht seines Willens und die Wirkung des Gebetes, der Kasteiung usw. auf den menschlichen Naturtrieb überhäht und wirklich glaubt, seine Gelüste bezähmen, sein Fleisch abtöten zu können, so waren doch diejenigen, die das Cölibat einführten, mit allen, auch den strengsten, ja zeitweilig grausamsten Mitteln aufrecht zu erhalten mußten, keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß das Keuschheitsgebilde nur in den seltensten Fällen und auch in diesen nur mit der Folge großer physischer und psychischer Störungen gehalten werden kann. Man verlangt das Unmögliche und gestattet damit von vornherein indirekt den Bruch des Cölibates, man leistet der Unzucht wissenschaftlich Vorkurs, in dem man das Cölibat zur Pflicht macht.

So haben denn auch die Führer der römisch-katholischen Kirche, die angehenden Stellvertreter Gottes auf Er-

den, durch ihr eigenes Beispiel, das sie gegeben haben, genügend bewiesen, wie sich die Natur an jedem rächt, der sie verleugnet, unterdrückt, verachtet und versemen will. Dabei wird man den Priester oder Papst, welcher für seinen Naturtrieb eine natürliche Befriedigung suchte, vom menschlichen Standpunkt nicht beurteilen und ihm sogar die sittliche Anerkennung nicht verjagen können, wenn er für das Fortkommen seiner Kinder als guter Vater nach Kräften besorgt war, obwohl er damit in Widerspruch mit seinem geistlichen Beruf trat, welcher ihm gebot, gerade jenen menschlichen Körpertheil, für den er persönlich volles Verständnis hatte, standesgemäß zu verschonen. Freilich artete diese Fürsorge für ihre Nachkommenschaft oft in das Bestreben aus, auf frevelhafte Weise Geld zusammenzutrafen. Auch entbehrt der geschlechtliche Verkehr des Priesters mit dem Weibe jener ethischen und ästhetischen Grundlage, welche nur die wahre Ehe, bezw. Liebe bieten kann. So konnte es denn auch nicht ausbleiben, daß der Jaum im Priester bei der Verärrung mit dem Weibe immer zum Vorklein kam und die Befriedigung des Triebes Formen annahm und zu Ausdehnungen führte, welche jeden sittlich hochstehenden Menschen anfehlen müßten. Sexuelle Frevel sind deshalb auch unter den Päpsten durchaus nichts Ungeübliches. Schon die geistige Verberlichung der geschlechtlichen Liebe, wie sie auch von einzelnen Päpsten den Sitten der Zeit gemäß geübt wurde, gewinnt im Munde eines Stellvertreters Christi, einen recht sonderbaren Beigeschmack. Sinter dem Heiligenschein der Unschuld steht der hochsittliche Sathr. So waren die Marienhymnen des Papstes P i o n o n o (Cicco Silvano) von einer geradezu glühenden Sinnlichkeit erfüllt. S i z t u s III. hat aus seinen geschlechtlichen Neigungen und seiner aufrichtigen Verachtung des weiblichen Geschlechtes sein Hehl gemacht, indem er in dankbarer Erinnerung an die Hingabe einer schönen Nonne eine Basilika zu Ehren der Jungfrau Maria eingeweiht hat. Dabei waren die Päpste hinsichtlich der priesterlichen Ehelosigkeit keineswegs einer Meinung. Denn P i u s II. hat offen zugegeben, daß man zwar die Ehe verboten habe, daß man sie aber aus gewichtigen Gründen erlauben sollte. Allerdings waren die Päpste im Allgemeinen darüber einig, daß man nur in den im Cölibate lebenden Priestern absolut zuverlässige und fügsame Werkzeuge der Kirche habe. Der Sorge für Weib und Kind entzogen, wurden die Kleriker vollkommene Leibeigene des obersten Priesters zu Rom. — Bei den Päpsten selbst spielte die Keuschheit natürlich keine Rolle. Um so niederträchtiger war es, dieselbe von andern zu verlangen, und sich geloben zu lassen. So empört vor allem die geschlechtliche Ausartung sehr freisinnig dachte, und sich auch so äußerte. Der Genannte kannte in seiner geschlechtlichen Eier keine Grenzen, unarmte vermählte Frauen, deren Töchter und Bagen ohne Unterschied. Das hinderte ihn nicht, andererseits den menschlichen Körper als göttliche Schöpfung in dem Sinne anzusehen, daß er den Gelehrten der Medizin verbot, Menschenleichen zu zerlegen.

Andere Päpste ließen es zu, daß Dirnen in Rom regierten und die Installation ihnen zugedener Priester als Bischöfe herbeiführten. Ja es gab „Damen“, welche es verstanden haben, den Gemüthen ihres nächstlichen Lagers auf dem S t u b P e t r i zu setzen, auch wenn diese Auserkorenen weder lesen noch schreiben konnten, was in mehreren Fällen bei Päpsten nachgewiesen ist. Wozu auch solch überflüssige Dinge?

Papst J o h a n n XVII. wurde von dem Gatten einer durch den Papst mißbrauchten Ehefrau vergiftet, und das Volk hat ihm keine Tränen nachgeweiht. Auch dem Papst C l e m e n s V. war keine Unsitte fremd. Er huldigte der Vielweiberei, verkaufte Priinde, um viele Rosenkränze ernähren zu können, ließ Tempelritze verbrennen, die im Verdacht von Ausschweifungen gestanden waren, und eignete sich ihre Güter an. J u n o z e n z III. der wegen seiner vielen Kinder im Volksmunde „Pater des Vaterlandes“ genannt wurde, ließ reiche Köpfe verbrennen, um seine Sproßlinge ernähren zu können. Ein Genie der Lasterhaftigkeit war A l e x a n d e r VI. Er bediente sich zu seinen Zwecken des Weichelmorbs mit Gift und Dolch, erzeugte mit s e i n e r T o c h t e r Rosa Banozza fünf Kinder, ließ bei Festmahlen unzählige Lieber singen, den Gelehrten Sabonarda verbrennen, ernannte seine schöne Enkelin Lucrezia zu seinem Stellvertreter und unterhielt sich vornehmlich auf Wällen, auf welchen die Blüte des Adels unbefleibt zu erscheinen pflegte. L e n a n sagte in seinem Gedichte Sabonarda von diesem Papst:

„Der Teufel hat Verrat und Lügen,
Blutschande, Weichelmord gebracht,
Und sie geballt zu Menschenzügen
Und einen Papst daraus gemacht.“

Dem gleichen ungeheuren Geschlechtstrieb erlag auch Papst J o h a n n XXII. Dieses Individuum hat sich vom Seeräuberberufe dem einträglicheren Geschäfte eines Papstes zugewendet, und, der widernatürlichen Unzucht und der Blutschande ergeben über 300 Nonnen verführt, und dieselben für ihr fremdliches Entgegenkommen zu Vestfistinnen und Priörinnen ernannt. Der genannte wurde zwar schließlich abgesetzt, allein, da die Kirche diesem reulosen Sünder gern alle Schandtatzen vergab, starb er in Ehren als Kardinalbischof von Florenz. — Ein Muster der Sittlichkeit wird man auch den Papst S i z t u s IV. kaum nennen können. Seine Sinagagelle waren die Wollustanstalten, welche er gründete und die Steuern, die er den Freundinnen abnahm. Anaben, die er geschlechtlich mißbraucht hatte, erhob er zu Kardinalen — eine dankbare Seele dieser Stellvertreter Gottes.

Daß die Kardinalen, Bischöfe und das Gros der Priesterschaft die päpstlichen Vorbilder kopierten und so allen Zeiten womöglich noch übertroffen haben ist selbstverständlich und unsere moderne Straftatistik liefert die unwiderleglichen Beweise, daß man auch gegenwärtig die großen päpstlichen Vorbilder der Keuschheit noch nicht vergessen hat.

Der Priester.

Ein Erlebnis.

Das Bergbühlein polterte zwischen Verona und Garda auf der Höhe von Cavalese dem sich schlängelnden Schienenband entlang.

Drinnen mein Weib und ich. Italisches Sonnengeflimmer flutete zum Fenster herein. Und da drunten lag das ewigblaue Wunder des Gardasees.

Uns schwoh das Herz. Nicht nur Liebesleute rücken da näher zusammen. Wir waren so froh. Unsere Herzen lagen wie das feidigblaue Himmelstuch und die bligende Waulfläche des Sees — ohne das kleinste Fältchen.

Ein Priester steigt ein. Mechanisch, mit eckigen Bewegungen setzt er sich gegenüber. Ein festes, gesundes Bauerngesicht. Nicht unhympathisch.

Er sieht die Schönheit nicht, die mit tausend Klängen zum Fenster hereinbraut. Aber den Widerschein davon, der zitternd vor Blick auf den strahlenden Zügen meines Weibes ruht — den sieht er.

Und ich sehe auf meinem arbeitenden Gesicht die Wege seiner Gedanken. Wie die darüber laufen! Wie der Kräftewind über die Seefläche. Woher, das weiß ich. Aber wohin?

Da — waren die Augen nicht trüb geworden? Die breite Bauernhand zuckt in die Höhe und schiebt sich bedächtig vor die Augen.

Und da bleibt sie. Die ganze Fahrt. Hast erschrocken starrt mein Weib auf den unbeweglichen Sandrücken des Priesters. Warum, warum?

Ich will ausschauen. Denn jetzt weiß ich, in welches Bett des Priesters Gedanken gemündet sind.

Das Weib — mein Weib ein Gefäß der Sünde? Will ich ihn entriistet fragen. Und deine Mutter, die dich geboren? Deine Schwester, die dich liebt? Die Hand will ich ihm wegreißen von dem unfruchtigen Gedankenfeld, das ein rostiger Pflug mit verdorrten Tieren durchpflügt.

Da gleitet die schwere Hand langsam vom Stirn und Braue.

Ist das noch dasselbe Gesicht? Schmerz liegt darauf und durchdrungene Dual.

Da ist nach Mutter und Schwester noch die dritte Frau seines Lebens aus den Gefilden der Erinnerung aufgestiegen. Ihre Sonne hat die jagenden Unfruchtgedanken reingebrennt.

So daß sein Auge wieder unbefachtet still und nachdenklich auf meinem Weibe ruht.

Armer Priester!

S. M. i. d. „Zefft. Ztg.“

Schweiz.

Zur intellektuellen Bewegung im Freidenkertum. In der Erkenntnis, daß es für Freidenkervereine eine der schönsten und wichtigsten Aufgaben ist, den Mitglidern Belehrung zu verschaffen, hat der Verein in Zürich beschlossen, den Anfang zu machen mit Unterrichtsreisen. Es wurde zunächst eine Einführung in die P h i l o s o p h i e in Aussicht genommen. Auch hier ist der erste Schritt der schwerste, um so mehr, als man nicht mit großer Vorbildung wird rechnen können. Es gilt also, vom äußersten Anfang an zu beginnen und ungewöhnliche Maßnahmen für den Unterricht zu treffen. Einfache Vorträge, bei denen die Hörenden ruhig dazuhören, wären unsinnig. Einem — vielleicht! — momentanen Verlehen würde ein Vergessen in der nächsten Minute folgen. Notigen zu machen kann man den Hörern auch nicht zumuten. Dies setzt leichte K. fassungsfähigkeit und Gewandtheit voraus. So bleibt — um nichts übrig, als den Schülern einen gedruckten Leitfaden in die Hand zu geben. Als solchen würde ich als einen allfälligen Kursleiter empfehlen: K a o l u R i c h t e r, Einführung in die P h i l o s o p h i e, ein Bändchen aus der Teubnerischen Sammlung: Aus Natur und Geisteswelt. Etwas anderes kann nicht in Betracht kommen. Die größeren Kompendien von Wundt, CorneliuS, Paulsen, Serulalem usw. sind für unsere Zwecke zu umfangreich und zu teuer. Was aber an kleinen, leichter verständlichen Leitfäden noch vorhanden, taugt nicht viel. — In der Stunde würde nun ein gewisses Stoffquantum vom Kursleiter behandelt, erläutert, erweitert. In der Annahme, daß die Teilnehmer das Behandelte zu Hause wieder durchgelesen und sich geistig zu eigen gemacht hätten, würde in der darauffolgenden Lektion die Beantwortung allfälliger Fragen oder auch Fragestellung von seiten des Kursleiters erfolgen. Anschließend an diesen Kursus könnte ein nächstes „Semester“ einen solchen für „Geschichte der Philosophie bis Kant“ bringen. Doch wäre es in diesem Falle höchst wünschenswert, dem Lehrgange für „Einführung in die Philosophie“ einen solchen über „Psychologie“ parallel geben lassen. Andernfalls dürfte das Verständnis vieler Philosophen doch auf harte Schwierig-

An den Deutschschweiz. Freidenkerbund

Geschäftsstelle (Verlag d. Freidenker) Zürich V, Seefeldstr. 111

Ich erkläre hiemit meinen Beitritt zum Bunde und verpflichte mich zu einem Jahresbeitrag von Fr. (Mindestbeitrag Fr. 4.— bei freier Zustellung des „Freidenkers“).
Ich abonniere hiemit auf den „Freidenker“ (pro Jahr Fr. 1.20).

Name:
liegt bei — soll per
Nachnahme erhoben
werden.
Wohnort:
Nicht zutreffendes durchstreichen. Strafe: